



Nr. 227.

Donnerstag, den 28. September 1905.

20. Jahrgang

Morsich.

Roman von Friedrich Jacobien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Am Eingang der Gasse standen zwei Polizeibeamte oder Konstabler, wie der Hamburger seine Sicherheitsmannschaft zu nennen pflegt, weil er sich in sehr vielen Dingen den englischen Verhältnissen anpaßt.

Die Regentöde der beiden stämmigen Männer und die Beschläge ihrer Helme funkelten im Laternenschein, und auch ohne das letztere waren sie an den kurzen Polizeiknütteln kenntlich, die ebenfalls aus London herübergebracht waren — am deutlichsten aber wurde ihre Gegenwart dadurch, daß alle Passanten ohne Ausnahme im Bogen um sie herumgingen, und daß sich in ihrer Nähe niemals eine Gruppe bildete.

Aber sie waren zu weit, während man sie sonst in den Straßen der Stadt nur vereinzelt antraf, und sie standen wie ein Doppelposten am Eingang der langen, dunklen, einsamen, bergabsteigenden Gasse. Franz Schubert streifte so dicht an ihnen vorüber, daß der eine etwas beiseite treten mußte, um ihn durchzulassen, er streckte dabei beide Hände in die Seitentaschen seines Jacketts und piffte irgend einen Gassenbauer, den er seit acht Tagen vor seinem Gasthaus hatte johlen hören; der Gut sah ihm im Nacken und er machte den Eindruck eines Bummlers, der sich mit leidlich gutem Gewissen den Teufel um die Spürnase der Polizei scheert.

Hinter sich hörte er noch ein paar halblaut gesprochenen Worte, die ihn veranlaßten, einen Moment stehen zu bleiben und auf die Uhr zu sehen.

„Kennst du den?“

„Nein — fremd.“

„Schon jetzt auf dem Wege zum Verbrecherteller?“

„Kaum — noch zu früh.“

Franz ging weiter. Es war seine Absicht, das Alsterbassin zu erreichen, und mit dem ihm angeborenen Ortsinn hatte er den richtigen Kurs eingeschlagen, aber als er nun das Wort von „Verbrecherteller“ hörte, suchte er einen Moment und spähte vorsichtig nach beiden Seiten.

Im Laufe dieser Woche, während der freiwilligen Post im „Blauen Hecht“, hatte er Veranlassung genommen, den Hamburger Stadtplan und die dazu gehörige Beschreibung eingehend zu studieren; in einer Fußnote, die von dem dunkelsten Theile der Stadt handelte, war der Name „Verbrecherteller“ einmal aufgetaucht, nicht als Typ, sondern als eine Erinnerung des Volks aus vergangenen Zeiten — und hier in dieser Gegend um den „alten Wall“ herum mußte sich das Lokal wohl befinden.

Wohl leicht hier gleich links, wo eine uralte Steintreppe in die Gasse vorsprang und unter dieser eine schmale Thür in den Bauch der Erde führte.

Aus der Grundmauer des Hauses, kaum einen Fuß hoch über den Straßen, waren kleine Öffnungen angebracht, die man nicht mehr als Fenster bezeichnen konnte; sie hatten kein Glas in ihrem Rahmen, sondern sie waren mit grober Sadleinwand sorgfältig verhängen, und durch das Gewebe dieser Hülle schimmerte ein rothes, trübes, unendlich kleines Licht.

Unten war alles still.

Wie überhaupt in der gesammten Ausdehnung der Gasse, die übrigens an mehreren Stellen durch noch engere Gänge durchkreuzt wurde, in denen jedes Licht fehlte, und in denen ein Kinnstein das Straßenpflaster ersezen mußte.

Diese Stille war um so auffallender, als man annehmen durfte, daß die fünf bis sechs Stockwerk hohen Häuser bis unter das Dach von Bewohnern angefüllt, vollgestopft waren, und weil ferner das enge Zusammenhocken vieler bedenklichen Elemente Jank und Streit hervorrufen mußte; aber nach schärferem Hinhorchen überzeugte Schubert sich bald, daß es sich nur um ein verhaltenes Schweigen handelte, und daß der Schritt eines einzelnen Menschen hundert Lauscher herbeilodete, die hinter zerfetzten Gardinen, aus gähnenden Thoröffnungen und in geheimnißvollen Winkeln darauf lauerten, ob etwa der Pfiff eines Konstablers im nächsten Moment das ganze Rattenneß lebendig machen werde.

Aber das Blinken der Helme war hinter einer Straßenbiegung verschwunden, und Franz Schubert befand sich allein zwischen seinen unsichtbaren Beobachtern.

Er hatte sich niemals in seinem Leben vor irgend etwas gefürchtet und das Gefühl, welches ihm jetzt den Rücken entlang kroch, entsprang auch nicht einer Sorge um Eigenthum, Leib und Leben; aber mit dem physischen Elal, der sich in der Nähe von Schlamm und Moder einstellte, verband sich ein moralisches Unbehagen, denn die Vergangenheit aller, die diesen morschen Häuserreihen erfüllten, war tiefer und dunkler als das schwarze stinkende Fleet, welches die Gasse durchquerte und unter einem schweren, steinernen Brückenbogen verschwand.

Sie hatten wohl alle — alle ohne Ausnahme im Zuchthause gefessen, die Spinnfale hatten diesen Abschaum der Menschheit ausgespien, und sie warteten nur darauf, um ihn bei der nächsten Gelegenheit wieder in sich aufzunehmen.

Aber wie war der Anfang gewesen?

Schlechte Erziehung, täglicher Anblick des Lasters, Mißhandlung, Hunger und Alkohol. Dann kam das Pharisäerthum der Gesellschaft, die den einmal Gefallenen immer tiefer hinabstieß, zuletzt fand die Trägheit ihr Lotterbett im Verbrechen.

Franz Schubert ging schneller, es war ihm als ob er verfolgt würde — nicht von den Häschern, die ihn in das Zuchthaus zurückbringen wollten, sondern von den Furien des Gewissens, die ihm die Frage zuschrieen, aus welchem Grunde denn er denselben Weg eingeschlagen habe wie diese Glenden, deren Wiege schon mitten im Verbrechen stand.

Und da kam vorne ein Licht.

Aus der Dunkelheit brach es hervor wie dem Höhlentwandler, wenn er sich der Oberfläche der Erde nähert.

Es strahlte aus seinen elektrischen Quellen so blendend empor, daß die dürftigen Gasflammen, die bisher den Weg mehr markirt als beleuchtet hatten, eine fast rothe Färbung annahmen; so wurde Franz bei seinem Austritt aus dem Verbrechertviertel Hamburgs unwillkürlich daran erinnert, daß die Be-

Er nicht nur trübselig, halb, als wenn ihn sein Versprechen schon wieder gereue, und verließ mich als einen Menschen, der der Zukunft sorglos ins Auge schauen darf. Wenigstens konnte ich mich mit der Gewißheit trösten, daß Max Werlich bei Anwesenheit meines guten Otto Frenssen nicht so energisch zur Offensive vorgehen konnte. Mein Strohmännchen würde sich an die Sohlen Margaretens heften wie ihr Schatten und eine ungehörte Aussprache zwischen den beiden vereiteln.

Und wenn ich dann als wohlbestandener Assessor zurückkam, ging ich frant und frei nach Rosenhagen und warb um die Herzallerliebste mit dem Mute des Siegers! Im Stillen erwog ich, daß Otto Frenssen als getreuer Helfer bei den Einladungen zu meiner Verlobung nicht übergangen werden sollte.

Acht Tage später reiste ich ab. Die gelehrten Herren der Prüfungskommission sehe ich noch heute vor mir sitzen mit den strengen Blicken. Bis auf das Maß meiner Knochen schienen sie mir zu schauen, alle Lücken meines Wissens — leider waren solche vorhanden — schienen sie zu ergründen. Und nur zu oft wurde ich nach dem gefragt, was mir unklar und verschwommener war, wie ein nebliger Herbstmorgen. Manchmal war ich auch nicht so recht bei der Sache. Meine Gedanken wanderten oft zu Margarete nach Rosenhagen und beschäftigten sich damit, wie der Tag der Jagd wohl verlaufen sein mochte.

Nun, ich will mich ja gar nicht entschuldigen und nach Gründen suchen, die meinen entlichen — Durchfall beschönigen sollen.

Ja, leider, leider! Die Hoffnungen mit dem wohlbestandenen Assessor erlitten jämmerlich Schiffbruch. Ich kam als Referendar wieder. Wenn mich etwas trösten konnte, war es das beseligende Gefühl, daß mir meine Margarete blieb. Ich beschloß, ihr auch als Referendar meine Liebe zu gestehen. — Und im nächsten Jahre holte ich das andere nach.

Daß ich gleich nach meiner Rückkehr zu Otto Frenssen ging, brauche ich wohl nicht zu sagen. Wahrscheinlich ist es auch selbstverständlich, daß ich etwas betreten zu ihm in seine Wohnung hinaufstieg. Es ist trotz aller Liebeshoffnung verzweifelt unangenehm, wenn man solchen „Umfall“ befehlen muß.

Otto Frenssen hatte einige Worte des Bedauerns.

Ich winkte abwehrend mit der Hand. Das weitere Beträhen dieses Themas mochte ich nicht. Wozu auch? Begierig forderte ich einen Bericht über die Ereignisse am Jagdtag.

Otto Frenssen erzählte:

„Es ging alles ganz gut. Amtsrat Sternbeck war äußerst liebenswürdig. Er drückte wiederholt seine Freude aus, mich kennen zu lernen. Na ja, das brauche ich wohl nicht zu erzählen, so ist ja immer, auch wenn man sich nicht freut. Als wider Jägersmann benahm ich mich ziemlich unzivilisiert. Entrann aber dennoch glücklich dem Schicksal, einen Dreiber anzuschießen. Geladen hatte ich nämlich, besaß sogar den Mut, einige Male zu knallen. Ach, es war ein wunderbarer schöner Wintermorgen, der weiße, weiche Schnee lag so malerisch auf dem Gezweig der dunklen Föhren und“ . . .

„Die Naturschilderungen u. s. schenke ich Dir,“ unterbrach ich meinen Freund.

„Also, davon soll ich nicht erzählen?“

„Belahre, das ist ja Nebensache. Wie kam's später?“

„Wie meinst Du!“

Ich sah Otto Frenssen ziemlich verwundert an, daß er so naiv fragen konnte.

„Liebster Otto,“ sagte ich unwillig, „welche überflüssige Frage! Die Haupttätigkeit Deiner Mission lag doch auf anderem Gebiet.“

„Mission! sagst Du. Weißt Du schon, daß man in China wieder zwei Missionare ermordet hat?“

Ich sprang empört auf. „Zum Endur! Das gehört doch hierher nicht! Daß das dumme Gefrage endlich und komme zur Sache. Wie hast Du es gemacht, daß Margarete sich für Dich interessierte?“

Ich war mir nicht darüber klar, weshalb Otto Frenssen nach meiner Frage ein paar Mal im Zimmer auf- und abging und scheinbar in ein anstrengendes Grübeln versiel. Endlich sagte er langsam und gedehnt:

„Ja, weißt Du, Fritz, die Geschichte ist mir heute noch ein Rätsel.“

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er unendlich so ganz unklar sein könne und forderte aufmunternd: „Erzähle nur.“

„Na, meinetwegen,“ begann er. „Also Margarete Sternbeck gefiel mir gleich vom ersten Augenblicke an, sie ist ein entzückendes Wesen.“ . . .

Ich fuhr auf und sagte gereizt, jedes Wort betonend: „Das ist ja vollständig Nebensache, Otto, ob sie Dir gefällt.“

„O, bitte sehr.“ Er sah sehr beleidigt aus. Nachdem er ziemlich grundlos das Fenster aufgerissen hatte, um eine ganze Weile hinauszusehen, kam er wieder auf seinen Bericht zurück. „Also kurz und gut: wir haben den ganzen Abend zusammengeplaudert. Der Amtsrat erzählte tausend Anekdoten. Kennst Du die von dem Kornboden?“

„Nein!“ schrie ich. „Weiter!“

„Ja, was denn noch weiter. Ich ging erst ziemlich spät nach Hause und war sehr glücklich.“

„Daß Du wieder fort warst, nicht wahr?“ Ich sagte das verständnislos und erkundigte mich danach, wie Werlich sich dazu gestellt hätte, daß Margarete von meinem Stellvertreter umschwärmt worden sei.

„Werlich war überhaupt nicht da.“

„War überhaupt nicht da?“ echote ich.

„Nein, gar nicht zur Jagd. Ich hörte, er sei verreist. Die übrigen Herren verabschiedeten sich gleich nach Beendigung der Jagd, und ich war den ganzen Abend allein in Rosenhagen.“

Ich rüttelte unruhig auf meinen Stuhl hin und her und laute nervös an meinem Schnurrbart. Ein Gefühl der Beklemmung schnürte mir die Kehle zu.

„Weiter hast Du mir also nichts zu sagen,“ fragte ich schließlich gepreßt.

„Nein. Doch ja, eine Neuigkeit. — Gestern habe ich mich verlobt.“

„Du verlobt?“ Ich schrie es. „Mit wem denn?“ Konnte ich nach einer langen Pause fragen.

„Ja, höre mal, ich weiß nicht, wie das kam. Ich ging am nächsten Tage wieder hin . . .“ Ich stand auf. Zornbeerd mischte ich den hartlos Lächelnden und schnappte mißsam nach Luft.

Wie ein grossender, ferner Donner klang meine Stimme, als ich endgültige Rechenschaft forderte.

„Nun rege Dich nicht auf, Bester,“ beruhigte mich Otto Frenssen. „Sie gefiel mir. Ich scheine ihr auch zu gefallen. Daß ich unter diesen Umständen nicht sagte: „Ja, ich möchte schon ganz gern, aber ich bin hier nur so als Strohmännchen hingestellt und darf dem Herrn Referendar nicht ins Handwerk pfeifen.“ So haben wir uns eben verlobt.“ —

Ich brachte keinen Glückwunsch an. — Wie hätte ich das gekonnt! Ich wußte nur, daß es einen Schulamtskandidaten Otto Frenssen für mich nicht mehr gab. —

„Glender!“ zischte ich und stürzte davon. Daheim sah ich, nur um etwas zu unternehmen, das mich über meine

Humor.

Bei einem Wohltätigkeitsbazar verlangt ein Herr ein Glas Champagner und fragt nach dem Preise. Die Verkäuferin, Tochter eines Herzogs, gießt ein Glas Champagner ein, nippt zuerst daran und reicht es dem Herrn mit den Worten: „Auf Ihre Gesundheit. Es kostet hundert Mark.“

Er gibt ihr einen Hundertmarkschein und sagt: „Besten Dank, aber, bitte, geben Sie mir ein anderes Glas.“

Einer, aber mittelmäßiger Schauspieler nach der Vorstellung zum Theaterkritiker: „Nun, wie hat Ihnen heute mein Wilhelm Tell gefallen?“

Kritiker: „Ah, der war von Ihnen? Es kam mir gleich so vor, als wenn das nicht Schillers Wilhelm Tell gewesen wäre.“ namenlose Wut hinweghalt, die während meiner Abwesenheit eingelassenen Postkassen durch. Dabei fiel mir auch die Verlobungsanzeige des Assessors Max Werlich in die Hände, der sich die Ehre gab, seine Verlobung mit Fräulein Mse Galkermann anzugeben.

Glaubt man mir die Versicherung, daß ich jetzt noch wütender war als — am Anfang dieser Geschichte?



Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bomanert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 38.

Donnerstag, den 28. September 1905.

20. Jahrgang.

Der Strohmann.

Humoreske von Fritz Gahner.

(Nachdruck verboten.)

Ich war wütend, entseßlich wütend! — Eben war der Briefträger dagewesen und hatte mir von dem Amtsrat Sternebeck auf Rosenhagen eine Einladung zur Treibjagd gebracht. Und deshalb war ich wütend. — Nicht etwa wegen der Einladung selbst. Beileibe nicht! Ich hatte zwar noch nie für das planmäßige Morden unschuldiger Hasen ein tiefgehendes Interesse gezeigt und liebte die ganze edle Jägerei nicht. Ja, ich hatte manchmal mitleidig gelächelt, wenn mir ein begeisterter Rimrod etwas vorschwärmte. Seitdem ich aber in dem kleinen Landstädtchen Westpreußens dem dortigen Amtsgericht als Hilfsarbeiter überwiesen war, hatte ein Umschwung nicht lange auf sich warten lassen. — Draußen auf Rosenhagen hauste der urgemüthliche Amtsrat Sternebeck. Ich lernte ihn bald kennen und besuchte ihn häufig. Na ja, Amtsrat Sternebeck war, wie gesagt, urgemüthlich. Aber die heiteren Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verlebte, waren nicht allein dafür verantwortlich zu machen, daß ich fast in jeder Woche zweimal draußen war. Der eigentliche Magnet — soll ichs noch sagen? — war die liebe, kleine Margarete Sternebeck, Amtsrats Tochterlein, das so lässlich lachen konnte und so heiter war wie ein Frühlingssonnenstrahl.

Ich liebte sie gleich vom ersten Sehen an, war jedoch über die Gefühle, die sie mir entgegenbrachte, noch nicht im Klaren.

Aber das alles erklärt ja nicht meine namenlose Wut, von der ich am Anfang meiner Geschichte sprach. Wie konnte ich denn zornig sein, wenn mir die Einladung zur Jagd die Perspektive eröffnete, die Nähe Margaretens genießen zu dürfen.

Um meine entseßliche Stimmung zu begründen, muß ich bemerken, daß ich für denselben Tag, zu dem ich nach Rosenhagen eingeladen war, die Absicht hatte, in das Examen zu steigen, um den Versuch zu wagen, meinen Assessor zu machen. Natürlich ging das Examen der Treibjagd vor. Ohne Zweifel! Ging ich doch als hübsch, bestand das Examen und trat dann als Königlich Preussischer Assessor mit der nicht ausgeschlossenen Möglichkeit, einmal Oberlandesgerichtspräsident oder gar Justizminister werden zu können, vor dem Amtsrat Sternebeck und bat ihn um die Hand seiner liebevollen Tochter.

Ja, ging ich doch! Und während ich im Examen schwitzte, ereignete sich in Rosenhagen etwas Furchterliches.

Ich war nämlich nicht der einzige, der auf Margarete Sternebeck reflektierte. Auch Max Werlich schwärmte für sie. Dieser Schlingel, der seinen Assessor schon in der Tasche hatte und bei jeder passenden Gelegenheit sich das Vergnügen machte, zu mir von seiner Neigung zu Margarete zu sprechen, war auch eingeladen; ich wußte das. Na, Margarete Sternebeck traute ich zwar eine Geschmacksverirrung nicht zu, aber die Mädchen kenne einer aus. Wer garantierte mir denn, daß die Treibjagd nicht mit einer Verlobung abschloß? Und da sollte ich noch nicht wütend sein! Warum mußte das widerwärtige Examen nur gerade an demselben Tage beginnen, an welchem die Treibjagd statt-

finden sollte? Oder umgekehrt: Warum mußte Amtsrat Sternebeck seine Jagd ausgerechnet für den Tag ansetzen, an welchem ich mit zitterndem Gebirn in das Examen stieg? Wie man wollte! Die Sache blieb, von allen Seiten gesehen, dieselbe und gleich ärgerliche.

Es war mir klar, etwas mußte geschehen, damit sich aus diesem Mißgeschick nicht unangenehme Konsequenzen entwickelten. Und als ich noch sann und grübelte, trat mein Freund und Studiengenosse Otto Frenssen, Predigtamtskandidat und geistlicher Herr in spe und derzeitiger Vertreter einer Hilfslehrerstelle am Gymnasium des Städtchens, zu mir ins Zimmer.

Sofort durchzuckte mich eine geniale Erleuchtung.

„Otto, Dich sendet der Himmel!“ rief ich, von meinem vorläufig noch etwas unklaren Plane begeistert.

„Wieso?“ fragte er und sah mich mißtrauisch an; denn er befürchtete wohl eine kleine Anleihe.

Ich zog den Guten zu mir aufs Sofa, entwidelte ihm in Kürze meine unangenehme Lage und sagte zuletzt, ihm korbial auf die Schulter schlagend: „Nun mußt Du für mich nach Rosenhagen.“

Er rückte ängstlich von mir ab, fixierte mich durch die scharfen Gläser seiner Brille wie einen, dem es nicht so ganz richtig im Kopfe ist und versicherte kühl und trocken: „Das werde ich nicht tun. Ich habe noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, könnte also in Rosenhagen zum vielfachen Mörder werden — und überhaupt: Ich bin ja doch gar nicht eingeladen.“

„Daß dies geschieht, dafür laß mich nur sorgen. Und das mit dem Schießprügel! Sehr einfach! Du lädst überhaupt nicht, läufst lustig mit und tußt nur manchmal so, als wenn Du einen Hasen aufs Korn nehmen wolltest. Sieh einmal, liebster, bester Otto, die Hauptsache ist ja die, daß Du nach der Jagd dafür Sorge trägst, Margarete Sternebeck an Deine Person zu fesseln, damit der furchterliche Werlich für sein Werben kein freies Feld hat. Du verstehst mich schon, nicht wahr?“

Ich glaubte überzeugend gesprochen zu haben, so überzeugend wie noch nie in meinem Leben. Dennoch erhob Otto Frenssen nach meiner letzten Frage abwehrend die Hand, ängstlich, sehr ängstlich, und sagte:

„Diese Margarete Sternebeck wäre das erste weibliche Wesen, das ich an mich fesseln müßte. Wie soll ich sie fesseln? Ich, der Blöde, Schüchterne? Auslachen würde sie mich einfach, wenn ich ihr den Hof machen wollte. Und, Fritz, lächerlich will ich mich nicht machen.“

„Ich war ganz verzweifelt, belegte Otto Frenssen in Gedanken mit wenig freundschaftlichen Rosenamen und eröffnete einen neuen Sturm auf sein im Grunde gutmüthiges Herz und leicht zu beeinflussendes Wesen. Ich ließ das ganze Feuer meiner Beredsamkeit spritzen, die genügt hätte, um einen Angeklagten vor Gericht frei zu bekommen und war nach einer halben Stunde auch so glücklich, daß er mir das Versprechen gab, meine Bitte zu erfüllen.“

Er ging ziemlich schweren Herzens von mir und versicherte nicht nur einmal, daß er für einen Erfolg seiner Mission nicht bürgen könne.

„Daß nur,“ versuchte ich ihn zu beruhigen und seine letzten Bedenken zu zerstreuen, „Du wirst Deine Sache schon machen.“

wohner dieser finsternen Höhlen bisweilen in ihrem Rauberwelsch von „rothfärben“ reden, und daß sie dabei ihre Stimme zu einem ängstlichen und geheimnißvollen Flüstern herab-dämpfen.

Er stand jetzt neben dem imposanten Rathhause und mitten im bunten Menschengewühl.

Man konnte es ihm nicht ansehen, woher er aufgetaucht war, denn seine anständige Kleidung unterschied ihn in nichts von den hundert und aberhundert Leuten, die unbekümmert umeinander ihrem Erwerb oder ihrem Vergnügen nachgingen — aber die Menge der Polizeibeamten, die in dieser hellen Beleuchtung jedes Gesicht bis auf die verborgenste Falte studieren konnte, war ihm doch unangenehm, und er stieg die breite Treppe nach dem Rathhauskeller hinunter, um sich dort einstweilen einen versteckten Winkel auszusuchen.

Es war ihm ein Bedürfnis, wieder einmal von vornehmen Räumen umschlossen zu sein, dieser letzte Aufenthalt im „Blauen Hecht“ hatte ihn mit brutaler Deutlichkeit daran erinnert, daß er zu den Ausgestoßenen der Gesellschaft gehörte, ohne doch die Bedürfnisse derselben vergessen zu haben.

Er bestellte sich eine Flasche schweren Rothwein und nahm die nächstliegende Zeitung zur Hand. Ein Hamburger Blatt, dessen eine Seite vollständig mit Gerichtsverhandlungen und Polizeiberichten ausgefüllt war:

Einbrüche — ein Raubanfall — ein Mord. —

Der Thäter war bis jetzt nicht entdeckt, aber man nahm als Motiv nicht Habgucht, sondern Rache an; das Opfer war von außen durch das hellerleuchtete Fenster erschossen worden, in seinem Zimmer am Schreibtisch sitzend.

Der Artikel machte dunkle Andeutungen, daß es sich um Eifersucht, um verrathene Liebe handeln könne und schloß mit dem Satz: „ou est la femme?“

Dann kamen die Verhandlungen am Oberlandesgericht.

Franz Schuberts Hand zitterte, als er das Blatt hastig umschlug; da stand gedruckt, daß die Ehescheidungsache W. gegen M. wieder einmal verhandelt und auf Antrag des Anwalts der Beklagten nochmals vertagt worden sei.

Der Rechtsanwalt habe in Aussicht gestellt, daß er eigen oder zwei wichtige Zeugen in nächster Zeit zu ermitteln hoffe, und das Gericht hätte ihm hierzu noch eine letzte — kurze Frist gesetzt; wenn diese fruchtlos verstrichen sei, würde voransichtlich das Urtheil ergehen, und man könne kaum zweifelhaft sein, wie es ausfallen werde.

Das war alles ohne Nennung von Namen in jener halb-diskreten, halb indiscreten Weise ausgeführt, die dem Uneingeweihten nur Veranlassung zum Nachdenken und Forschen gibt, während der Eingeweihte das Verschwiegene ebenso gut herausfindet wie die unerschütterte wiedergegebenen Thatsachen.

Aber Franz Schubert bedurfte keines Schlüssels zu dieser Schiffschrift.

Er legte das Blatt hin und stützte den Kopf in die Hand; die Flasche war schon fast leer, und der Rest im Glase glühte dunkelroth es war als wenn er Blut getrunken hätte.

Und dann wanderten seine Gedanken an einen Ort, den er niemals gesehen hatte, und den er sich dennoch in seiner Phantasie mit unabänderlichen Formen ausstattete.

Ein düsteres Haus, von Mistern umrauscht, einsam gelegen, dumpf, feucht, eine Wohnung für die grauverschleierte Sorge.

Und in den leeren Räumen ein junges Weib, unter der Sonne geboren, dem Licht entgegenlehnend, ein Weib mit Flammen in den Adern anstatt des langsamen Blutes, das diese nordische Erde erzeugt.

Ein Schwirren von Stimmen um den grübelnden Mann ließ ihn aufblicken. Die Zeit mußte herangelommen sein, wo auch in dem ewig geschäftigen Hamburg das Vergnügen die Arbeit ablöst, und sie waren alle beisammen, denen das Gelb ebenso leicht durch die Finger glitt, wie es in die Taschen floß.

Die Männer etwas farblos, wie das Kontor es mit sich bringt, etwas behäbig von der nahrhaften Kost, flug und kühl ausschauend; die Frauen ein Prachtgeschlecht. Lichtblond und mit zarten Farben, üppige Wollkurengestalten, und in den blauen Augensternen das Feuer des Saphirs.

Nach kein Tisch war mit Herren allein besetzt, zwischen den dunkeln, streng gesellschaftlichen Rücken schimmerten überall helle Roben, nur die eine Ecke, in der Schubert saß, blieb leer und einsam, denn die nordische Sitte, nach der sich niemand so leicht zu einem Unbekannten an denselben Tisch setzt, trat in dem vornehmen Lokal noch deutlicher hervor als an anderen Orten.

Franz erblickte darin gewissermaßen ein Bild seines eigenen Lebens.

Seine Neigung zum Beherrschen hatte ihm die Männer entfremdet, das Gesicht mit dem Todtenkopfe schreckte die Frauen ab; sein Tisch hatte allein gestanden, nur eine war bereit ge-

wesen, den lauschigsten Winkel mit ihm zu theilen und ihn alles zu entschädigen, um das die Vergangenheit ihn verlor, hatte.

Sie wollte ihm ihre Freiheit zu Füßen legen, aber sie mußte erst selbst frei sein.

In ihrem Sinne, den der Mann nicht tabeln mochte. Dennoch, es gibt so wenige, die ihre Freiheit in einer Stille und an einem Herzen suchen; es ist zum Spott geworden, daran zu glauben, daß es ihrer überhaupt noch welche gibt.

Die Flasche war leer, Schubert winkte dem Kellner und legte eine Hundertguldennotte auf den Tisch und freute sich über die Redheit, mit der er in eine Unterhaltung über den Kurzwert eintrat; es war gar nicht unmöglich, daß sein Steckbrief nebst Belohnung in irgend einer Hamburger Zeitung stand, und dabei sagte er zu dem Kellner mit großer Offenheit, daß er aus Oesterreich komme und kein deutsches Reichsgeld bei sich führe.

Aber der feurige Burgunder hatte eine eigenthümliche Wirkung auf ihn ausgeübt, und es gelüstete ihn förmlich, dem ersten besten Polizisten zu sagen, wer er war, um hinterdrein den Mann mit einem Faustschlag zu Boden zu strecken und die ganze Meute hinter sich drein in das Verbrecherviortel zu hehen.

Als er dann den Keller verließ und die Oberfläche der Erde betrat, steigerte sich dieses Gefühl noch zu einer fast unerträglichen Spannung.

Er sah jetzt, warum vor dem Rathhause ein ungewöhnliches Aufgebot von Polizeimannschaft versammelt gewesen war. Der Senat hielt eine Sitzung ab, die jetzt ihr Ende erreicht hatte, und die alten ehrwürdigen Herren verließen gerade in ihrer alterthümlichen spanischen Tracht das prächtige Gebäude, um die bereitstehenden Karossen zu besteigen.

Franz ging ganz dicht heran und wurde von einem Konstabler an dem Arm gefaßt.

„Bitte mein Herr, nicht so nahe“ — sagte der Beamte höflich, und Schubert entgegnete lachend:

„Sehe ich denn aus, als ob ich aus dem Zuchthaus entsprungen bin?“

Das war ein bitteres, grimmiges Lachen, aber in dem Lärm der Straße überhörte der Polizist den Ton und glaubte an einen Scherz, wie er wohl im Selbstbewußtsein der Bürgertugend gemacht wird; er kümmerte sich nicht weiter um den Fremden und blickte ihm nicht einmal nach.

Dann kam noch eine Straße und das schönste Bild des Nordens that sich vor Schubert auf.

Er stand am Alsterbassin.

Es war nach dem mit Nebel untermischten Regen ein schöner, düsterer Abend geworden; der Himmel gab sein Sternennlicht nur zögernd heraus, und unter einem fast unmerklichen Windhauch segelten langsam schwere Wolken über den röthlichen Dunst der Weltstadt.

Das schwarze stille Wasser der Alster erglänzte unter der Pracht unzähliger Laternen, die sich an beiden Seiten wie eine Perlenschnur aufreichten, und hinter dem massigen Laub der Anlagen erhoben sich die monumentalen Gebäude vom Jungfernstieg und Alsterdamm mit strahlenden Fensterreihen.

Man sah kleine erleuchtete Dampfschiffe aus der Ferne kommen und in die Ferne gehen, so weit aber das Laternenlicht über die Wasseroberfläche hinzitterte, sah man auch Schwäne rudern, die mitten in dem Pfeifen, Klingeln und Rollen elektrischer Bahnen stolz und gelassen ihre schlanken Hälse bogen und untertauchend die Fluth aufwühlten.

Es war ein Bild der stolzen Pracht und des Reichthums, aber wenn der Beschauer daran zurückdachte, daß wenige hundert Schollen abseits das klare Wasser des Flusses in schlammigen Kanälen unterging, und daß zwischen den morschen Brückenpfeilern dieses Flets die Ratten nicht schlechter wohnten als die Menschen an den Ufern derselben, dann mochte er wohl scharfsichtig werden und auf den breiten lichtüberflutheten Trottoirs eine Schattengestalt hinschreiten sehen, die vor der Wende des Jahrhunderts am meisten gefürchtet und mit dem erfolglosesten Eifer in ihre entsiegelte Gruft zurückgeheuchelt wird.

Dr. Franz Schubert hegte in diesem Moment keine modern-sozialen Empfindungen.

(Fortsetzung folgt.)

Behandlung von Gallensteinleiden

ohne Morphinum, Opium, Diätur, Operation.

Clemens Lehmann, Nerostraße 46, 2.

Sprechstunden: Vormittags 1/2 10 — 1/2 12, Nachmittags 3 — 5 Uhr.

Weiteres besagt Gratis-Broschüre.

7118